

Preprint-Fassung zu

Patrick Sahle:

**Die disziplinierte Edition
eine kleine Wissenschaftsgeschichte.**

Vortrag, Berlin 2005.

Schließlich gedruckt in:

**Editionswissenschaftliche Kolloquien 2005 / 2007. Methodik
- Amtsbücher - Digitale Edition - Projekte. Hg. von Matthias
Thumser und Janusz Tandecki. Thorn 2008, S. 35-52**

(ISBN 978-83-61487-04-3)

(Dies ist die zum Druck eingereichte letzte Autorfassung:
textidentisch aber nicht satzidentisch mit der Buchausgabe)

Die disziplinierte Edition – Eine (kleine) Wissenschaftsgeschichte

Abstract:

Gibt es eine spezifisch historische Editorik? Von der Sache her eigentlich nicht: Die überlieferten Dokumente sind unabhängig von ihrer fachwissenschaftlichen Verwendung und die geschichtswissenschaftliche Edition folgt im Wesentlichen dem Modell der historisch-kritischen Ausgabe (HKA), wie es in den Philologien entwickelt worden ist. In der Praxis erweist sich die historische Edition dann aber doch als fachgebunden: Die Entwicklung in den Philologien ist lange schon über die HKA hinausgegangen und verfolgt heute andere Ziele. Daraus ergibt sich die merkwürdige Situation, dass geschichtswissenschaftliche Editionen heute oft einem philologischen Ideal folgen, während philologische Editionen einem historischen Leitbild verpflichtet sind, indem sie die Historizität der Überlieferten Dokumente nicht mehr der Idealität des sprachlichen Inhalts unterordnen. Mit dem Wandel der Medien und Technologien entsteht eine gänzlich neue Situation. Selbst die tiefsten Fundamente der Editorik, etwa die Vorstellung davon, was eigentlich der zu edierende Text sei, sind erschüttert. Wir benötigen deshalb eine neue editorische Theorie, die die Edition als umfassenden (und dann wieder modularisierbaren) interdisziplinären Informationsraum begreift und für die Praxis operationalisiert.

Zur Einordnung: Eine allgemeine Wissenschaftsgeschichte der Edition wäre ein Unterfangen, das auf einer fast uferlosen Materialmenge aufgebaut werden müsste. Streng genommen müssten die zahllosen Ausgaben gegen ihre Grundlagen, die überlieferten Dokumente gestellt und in diesem Lichte untersucht werden. Außerdem wäre die theoretische Literatur zu sichten. Diese ist für einzelne Fachbereiche (wie die Geschichtswissenschaft) zwar noch zu bewältigen, für andere (wie die Philologien) und damit in der Gesamtheit aber unüberschaubar. Im Folgenden wird der Versuch einer äußerst knappen Annäherung an die Edition in vornehmlich geschichtswissenschaftlicher Blickrichtung unternommen. Dabei ist allerdings ein interdisziplinärer Blick aus mehreren Gründen unumgänglich: einzelne historische Dokumente sind für verschiedene Fachrichtungen relevant, über die Fachgrenzen hinweg findet ein methodischer Austausch statt und es besteht ein gemeinsamer technischer und wissenschaftstheoretischer Horizont, vor dem die editorischen Verfahren entwickelt werden. Vor dem Hintergrund einer unüberschaubaren Materialgrundlage und einer zwingend interdisziplinären Herangehensweise kann ein notwendig kurzer Beitrag nichts weiter liefern als sehr holzschnittartige Grundzüge einer Geschichte der Edition.

Ein Ausgangspunkt: Bei der kritischen Bearbeitung und Publikation historischer Dokumente handelt es sich in den meisten Fällen um ein komplexes, zeitaufwändiges und Ressourcen verschlingendes Unterfangen. Sieht man von wenigen besonders prominenten Texten ab, dann wird der größte Teil der Überlieferung nur einmal intensiv untersucht und schließlich in einer Edition publiziert. Allein deshalb macht es grundsätzlich wenig Sinn, Editionen nur für einen speziellen Zweig einer einzelnen Disziplin, nur für die Beantwortung ganz bestimmter Fragestellungen herauszugeben. Unter dem Blickwinkel der gesamtgesellschaftlichen Ressourcenzuteilung wie auch der allgemeinen wissenschaftlichen Rationalität erscheint es abwegig, wenn z.B. in der Geschichtswissenschaft Editionen erarbeitet werden, die nicht nur für die Nachbarwissenschaften wie etwa die

Sprachwissenschaften weitgehend nutzlos sind, sondern die selbst innerhalb der Geschichtswissenschaft nur bestimmte Fragestellungen bedienen und andere ignorieren.

Unbestreitbar gibt es Stoffe und Dokumente, die eher für die eine oder für die andere Disziplin von Interesse sind, die eher zur Beantwortung der einen oder der anderen Fragestellung taugen, aber wer wollte leugnen, dass heute jeder geschriebene Text als Sprachzeugnis auch Grundlagenmaterial für die Philologien bietet und auf der anderen Seite jedes historische Dokument auch seinen ganz eigenen kulturhistorischen Wert hat?

Die Edition ist von ihrem Wesen her transdisziplinär. Die historischen Dokumente der Überlieferung stehen für sich selbst und für die Zeit, aus der sie auf uns gekommen sind. Sie sind in diesem Sinne unmittelbar zur Geschichte. Streng genommen sind die überlieferten Dokumente – neben und als Teilmenge der überlieferten Artefakte – das einzige, dem überhaupt eine uneingeschränkte historische Authentizität zukommt.

Am Anfang aller wissenschaftlichen Beschäftigung steht das Dokument, das *nicht* für bestimmte Disziplinen und ihre sich wandelnden Perspektiven auf die Überlieferung gemacht ist. Wie aber stellt sich uns dem gegenüber die Geschichte der Edition und ihrer Methoden dar? Ich will unter Betrachtung der philologischen und geschichtswissenschaftlichen Editorik eine kleine wissenschaftsgeschichtliche Skizze versuchen, die sich in der gebotenen Vergrößerung auf drei Akte beschränken kann: Das 19. Jahrhundert, das 20. Jahrhundert und das 21. Jahrhundert. Das letztere, das jüngste – und in diesem Sinne noch kurze – bietet dabei allerdings den Anlass für die ausführlichsten Überlegungen. Schließlich geht es auch darum, aus der erzählten Geschichte „noch schnell“ etwas für die Gegenwart und Zukunft zu lernen.

Die Edition im 19. Jahrhundert

Als sich die Geschichtsforschung im 19. Jahrhundert zur systematischen Wissenschaft entfaltete, musste sich ihr Augenmerk bald auf die überlieferten Dokumente richten. Aus Gründen der arbeitsteiligen Ökonomie einer sich ausdifferenzierenden Wissenschaft waren diese „Quellen“ nach Möglichkeit so zu erschließen und im Druck zu publizieren, dass die gedruckte Ausgabe für möglichst viele Fragestellungen den Gang in die Archive überflüssig machen würde¹.

Am Anfang war methodisch alles offen. Der Einfachheit halber reduziere ich die Debatte auf zwei Grundpositionen. War den einen Dokumentennähe, Quellentreue und die Bewahrung möglichst vieler Details der Dokumente das oberste Ziel², so wollten die anderen

¹ Gerade dieser Aspekt wird in der frühen Diskussion immer wieder betont. Angesichts der schlechten Erschließungslage (unpublizierte Kataloge und Findbücher), der schlechten Zugänglichkeit und der prekären konservatorischen Situation (man denke nur an die Verlustgefahr durch z.B. Brände im 19. Jahrhundert) hatten Editionen noch in starkem Maße nicht nur Stellvertreter- sondern potenziell auch Ersatzcharakter! Die Edition sollte den Gang in die Archive überflüssig machen, sie musste dann aber vom Anspruch her auch *alle* relevanten Informationen bieten und die Vorlage (zumindest virtuell, vor dem geistigen Auge des Benutzers) vollständig rekonstruierbar machen. Es ist auffällig, wie sich diese Haltung heute gewandelt hat. Vielleicht gerade *weil* die Ansprüche heute vielfältiger sind und weil die Differenz zwischen Überlieferung und Edition immer augenfälliger wird, argumentiert man heute sehr viel zurückhaltender. Der Anspruch der Editoren reduziert sich zuweilen auf die lapidare Bemerkung: „Diese Edition bietet eine bestimmte Sicht und beantwortet bestimmte Fragestellungen. Wer andere Fragestellungen hat, möge sich an die Dokumente selbst wenden“.

² Der Kampf um Authentizität erstreckte sich dabei auf zwei Felder. Zum einen ging es um buchstaben- oder gar graphemtreue Transkription und Textwiedergabe und um das strikte Verbot sprachlich glättender Eingriffe, Rekonstruktionen und Emendationen. Zum anderen ging es manchen auch um eine Wiedergabe der

geglättete, gereinigte, leserfreundliche Fassungen bieten, die den Leser nicht verstören, sondern leicht zu rezipieren und unkompliziert weiter auszuwerten sein sollten³.

Eine ganz ähnliche Diskussion gab es zur gleichen Zeit in den philologischen Nachbarwissenschaften. Gegen die Vertreter einer „wilden Philologie“⁴, die vor allem der mittleren und neueren Germanistik entstammten, standen hier die Altphilologen und Altgermanisten, deren methodische Ansätze – bedingt durch die besondere Überlieferungssituation ihrer Texte – vom Gedanken an verlorene Urtexte und ideal(isiert)e Hochsprachen bestimmt waren. Mit Karl Lachmann⁵ erreichte die so genannte historisch-kritischen Ausgabe dabei eine so große methodische Reife und Überzeugungskraft, dass sie schließlich für das ganze Fach paradigmatisch wurde⁶. Auch die offene Diskussion und hierbei die letztlich unterlegene Seite war damit zunächst „diszipliniert“, wie zugleich die Methode sich als „Editorik“ zur eigenständigen Disziplin entfaltet hatte.

Die Geschichte der philologischen Editorik dieser Zeit und die Entstehung der historisch-kritischen Ausgabe ist einigermaßen gut erforscht⁷. Die Geschichte der geschichtswissenschaftlichen Edition ist es dagegen nicht. Warum? Weil es hier kaum eine eigenständige Geschichte zu schreiben gibt. Die eben angedeutete Kontroverse um die historische Edition kam zum Ende des 19. Jahrhunderts fast vollständig zum Erliegen, als die Methoden der philologischen Edition auch für die Ausgaben der Geschichtswissenschaft zum Leitbild, wenn nicht zum verbindlichen Standard erklärt wurden⁸. Die Gründe für diese

textlichen Makrostrukturen, also der Gliederung und Anordnung des Textes im Schreibraum – um Schriftgrößen, Einrückungen, Zeilenumbrüche oder die Gestalt der Schriftzeichen selbst. Wollte man diese Haltung am Exempel studieren, so böte sich dafür z.B. Theoderich HAGN [manchmal auch: HAGEN], Urkundenbuch fuer die Geschichte des Benedictiner Stiftes Kremsmuenster (1852) an. Hier werden sogar eigens gefertigte Typensätze verwendet, die den Schriftcharakter (und damit u.U. die Zeitstellung) einer Urkunde unmittelbar sichtbar machen. Im Anhang wird außerdem eine ausführliche methodische Begründung für dieses Vorgehen geliefert, die u.a. darauf zielt, dass die Schriftgestalt zu den wichtigen historischen Informationen der Quelle gehöre.

³ In konsequenter Fortsetzung führt diese Haltung dann auch zu den Regestenausgaben. Aber auch in den Volltexteditionen legitimiert sie jede Form von Eingriff in den tatsächlichen Text. Diesen stark vorverarbeitenden Umgang mit den Quellen, die auf ihre weitere Auswertung hin behandelt wurden nennt Paul D.A. HARVEY, *Editing Historical Records* (2001), S. 9f den „all-for-history style of editing“.

⁴ Zu den prominentesten Vertretern dieser Richtung gehörten die Brüder Grimm. Siehe Ulrich WYSS, *Die wilde Philologie – Jacob Grimm und der Historismus* (1979); zur Editorik und der Ablehnung der Lachmannschen Position insbesondere S. 281f.

⁵ Immer noch grundlegend für die Entstehungsgeschichte der historisch-kritische Edition ist Sebastiano TIMPANARO, *La genesi del metodo del Lachmann* (1963, ²1985), zuerst auch in den *Studi italiani di filologia classica* N.S. 31 (1959), S. 182ff und 32 (1960), S. 38ff. Deutsche Übersetzung als „Die Entstehung der Lachmannschen Methode“ (²1971). Wichtig auch Karl STACKMANN, *Die klassische Philologie und die Anfänge der Germanistik*, in: *Philologie und Hermeneutik im 19. Jh. Zur Geschichte und Methodologie der Geisteswissenschaften*, hg. v. Hellmuth FLASHAR, Karlfried GRÜNDER und Axel HORSTMANN (1979), S. 240-259 und vor allem Harald WEIGEL, „Nur was du nie gesehn wird ewig dauern“. Carl Lachmann und die Entstehung der wissenschaftlichen Edition (1989).

⁶ Hierher rührt ein wesentliches Grundproblem der Editorik: Die historisch-kritische Methode wurde vor allem für solche Texte entwickelt, die nur kopiael überliefert sind und für die die Suche nach einem verlorenen Urtext entsprechend nahe liegt. Das Verfahren wurde dann aber auch auf Texte mit ganz anderen Überlieferungsbedingungen übertragen.

⁷ Siehe zuletzt z.B. gewissermaßen als Lesebuch Rüdiger NUTT-KOFOTH, *Dokumente zur Geschichte der neugermanistischen Edition. Bausteine zur Geschichte der Edition* Bd. 1 (2005). In der Regel beziehen sich „Geschichten der Edition“ auf einzelne Fächer, Epochen oder methodische Strömungen. Siehe z.B. Hans FROMM, *Zur Geschichte der Textkritik und Edition mittelhochdeutscher Texte*, in: *Beiträge zur Methodengeschichte der neueren Philologien*, hg. v. Robert HARSCH-NIEMEYER (1995), S. 63-90.

⁸ Bereits zeitgenössisch begrüßt Hermann USENER, *Philologie und Geschichtswissenschaft* (1882), S. 36 die zunehmende Übernahme der philologischen Methode in der Geschichte: „Bei der bearbeitung der geschichtsquellen Deutschlands, diesem [...] nationalwerke [der MGH], sind von generation zu generation [...]

Methodenadoption sind vielfältig und können hier nur als Stichworte aneinander gereiht werden: der vorbildlich hohe Stand der Methodik in den Philologien, der Status insbesondere der klassischen Philologien als einer der Leitdisziplinen der Geisteswissenschaften und die paradigmatischen Texte der frühen historischen Edition, die als Chroniken und Geschichtserzählungen eine große Nähe zu den Stoffen in den Philologien aufzuweisen schienen⁹. Für die Geschichtsforschung in Deutschland war das Projekt der Monumenta Germaniae Historica auch methodisch von größtem Einfluss. Hier hatte Georg Heinrich Pertz dafür gesorgt, dass die MGH sich methodisch dem Vorbild Karl Lachmanns anschlossen¹⁰. Pertzens – ich zitiere den langjährigen Präsidenten der MGH, Horst Fuhrmann – „tüchtigste[r] unter den frühen Mitarbeitern [Georg Waitz] war Mitglied in Lachmanns Seminar gewesen“ und auch Pertz selbst stand mit dem großen Philologen in Kontakt und ist schließlich – aber das ist nun wirklich nur eine Fußnote der Geschichte – schließlich auf dem gleichen Friedhof (Dreifaltigkeitskirchhof-II) in Berlin-Kreuzberg beerdigt worden, wie Lachmann selbst¹¹. Wie die MGH die philologischen Verfahren übernahm, hat Horst Fuhrmann in den 1970er Jahren beschrieben. Ich kann mich deshalb auf einen Verweis auf seine Analyse und ein einziges Zitat beschränken. Der Kern der Methodenadoption ist nämlich in weiten Teilen ein ganz sachfremder, heute würde man wohl sagen, ein medialer und sozialer (wissenschaftssoziologischer) Aspekt. Nach Fuhrmann nämlich „kann die suggestive Kraft der Lachmannschen Überlieferungsrekonstruktion nicht leicht überschätzt werden“. Der geglättete, berichtigte, mit diakritischen Zeichen bewehrte und mit doppelten Apparaten untermauerte Text erreichte – nicht nur wissenschaftstheoretisch, sondern eben auch visuell – eine solche suggestive Autorität, die der scheinbar unbehandelte, rohe und nackte quellennahe Abdruck niemals hätte vermitteln können¹².

die anforderungen philologischer durchführung strenger geworden; und die neue Phase, in die das werk getreten [...] lässt sich kennzeichnen als consequente philologisierung“. Nur die philologische Methode habe den Rang mathematischer Evidenz erreicht und sei deshalb allen anderen vorzuziehen.

⁹ Zu den ersten und „prominentesten“ editorischen Stoffen in der Geschichtswissenschaft gehörten einerseits die Chroniken und andererseits die Urkunden. Dabei schienen die Methoden der Philologien zunächst vor allem auf die Chroniken übertragbar, da man hier Konzepte wie Werkcharakter, Urtext, individuelle Autorschaft oder Autorintention wiederfinden zu können glaubte und auch die Überlieferungssituation (verlorener „Urtext“, zahlreiche Abschriften) ähnlich war. Obwohl die Situation bei den Urkunden völlig anders ist und es im 19. Jahrhundert noch zahlreiche starke Verfechter einer dokumentennahen Edition gab, wurden auch hier zunehmend Verfahren der Textkritik zur Anwendung gebracht, die in den Text glättend und emendierend eingriffen.

¹⁰ Siehe hier vor allem Horst FUHRMANN, Überlegungen eines Editors, in: Probleme der Edition mittel- und neuzeitlicher Texte. Kolloquium der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Bonn 26.-28. Februar 1973, hg. v. Ludwig HÖDL und Dieter WUTTKE (1978), S. 18ff. Er verweist für die Diskussion innerhalb der MGH auf die Beiträge im Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde Band 3 (1821), S. 176f und S. 669, Band 6 (1831/38), S. 256 und 714 und Band 7 (1839), S. 508.

¹¹ Hier liegt weiterhin auch Theodor MOMMSEN, einer jener Althistoriker, denen über die klassischen Texte die Lachmannsche Methode besonders vertraut war. Zu Mommsen und den MGH siehe zuletzt als Ausstellungskatalog (und damit naturgemäß nur implizit methodengeschichtlich relevant) Arno MENTZEL-REUTERS / Mark MERSIOWSKY / Peter ORTH / Olaf B. RADER, Phönix aus der Asche: Theodor Mommsen und die Monumenta Germaniae Historica (2005); Online-Fassung: <<http://www.mgh-bibliothek.de/etc/dokumente/a130801.pdf>>.

¹² Die Geschichte der Durchsetzung der Lachmannschen Methode ist nur zu einem Teil wissenschaftstheoretisch zu schreiben. Die Methode selbst hatte als „monument to a nineteenth-century model of disciplinarity and specialist knowledge“ (Kathryn SUTHERLAND, Introduction, in: Electronic Text, Investigations in Method and Theory, hg. v. ders. (1997), S. 9), als scheinbar mathematisch präzise Wissenschaft, eine hohe suggestive Kraft; einen wichtigen Anteil an ihrer Etablierung haben aber auch mediale und soziale Aspekte. In der traditionellen kritischen Edition geht es auch um die Behauptung und Durchsetzung von Autorität. Das Instrumentarium dazu erstreckt sich (1.) von der unmittelbaren Textgestaltung über (2.) die Seitengestaltung bis

Der anfangs skizzierte offene Methodendisput wurde noch im 19. Jahrhundert im doppelten Wortsinn „abgeschlossen“. Die historischen Lehrbücher des späten 19. und dann vor allem des 20. Jahrhunderts konstatieren knapp, dass die Edition ein philologisches Geschäft und auch für historische Ausgaben die philologische Methode Lachmannscher Prägung anzuwenden sei¹³. Der Methodenstreit endet damit in der Disziplinierung der Methode in zweifacher Hinsicht: die historische Edition wird dem (1.) feststehenden Regelwerk der (2.) philologisch begründeten historisch-kritischen Ausgabe als verbindlichem Leitbild unterworfen.

Das 20. Jahrhundert

Die geschichtswissenschaftliche Methodendiskussion um die Edition lässt sich – wenn es allein um die großen Linien und den Vergleich zu den Nachbardisziplinen gehen soll – für das 20. Jahrhundert mit einem Wort zusammenfassen, das sich jeder selbst positiv oder negativ konnotieren mag: mit dem Wort „Beharrung“. Die meisten Editionen beschreiben ihr Vorgehen entweder mit der lapidaren Auskunft „diese Ausgabe folgt den allgemein üblichen Verfahren“ oder verweisen lediglich auf einleitende Abschnitte in den frühen Bänden der MGH oder der Reichstagsakten¹⁴.

Eine eigenständige Diskussion der Methoden lässt sich abgesehen von Detailfragen kaum in der Aufsatzliteratur, geschweige denn im monographischen Schrifttum

hin zur (3.) Objektgestaltung des Buches. Der Text soll dabei „sauber“, in einer kontrollierten Normsprache (und damit „fehlerfrei“), allenfalls angereichert mit diakritischen und Fußnotenzeichen sein. Die Seite ist in der Regel so gegliedert, dass der Editionstext im Zentrum steht (visuell verdeutlicht durch größere Zeilenabstände und breite Seitenränder) und die Apparate ihm untergeordnet sind (mit kleinerer Schriftgröße, schmaleren Seitenrändern, platz sparend zusammengedrängt, geradezu den Leser ausladend; der Apparat insgesamt notfalls auswählend, damit er den Editionstext nicht überwiegt). Das gedruckte Buch zum Zeichen seines Status häufig auf besonders gutem Papier gedruckt und wertvoll eingebunden. Diese „bibliographischen Codes“ (Jerome McGann) sind auch in ihrer Bedeutung für die kritische Edition in der letzten Zeit besonders in der angelsächsischen Diskussion oft thematisiert worden. Für die geschichtswissenschaftlichen Editionen werden sie an den „prächtigen“ Folio-Ausgaben der frühen MGH-Reihen besonders augenfällig. Das Riesen-Format ist hier ganz sachfremd und dient der Unterstreichung des Autoritätsanspruches der Edition. Dass das „königliche Folio“ daneben auch eine politische Funktion im Prozess der Nationsbildung, nämlich als adäquates Gewand für die textlichen Spitzennahmen des Deutschen Reiches passt in dieses Bild, führt von der Methodengeschichte aber weg. Gewissermaßen anekdotisch sei hier nur noch darauf hingewiesen, dass nüchternere Zeitgenossen diese sachfremden bibliografischen Codes sehr wohl gesehen haben und nicht unbedingt mit ihnen einverstanden waren: Bei Friedrich Böhmer trug die Abneigung gegen das Großformat („Für das Foliokrulinformat arbeite ich nicht“ – Brief Böhmers an Pertz vom 8. August 1860, nach Harry BRESSLAU, *Geschichte der Monumenta Germaniae Historica* (1921), S. 359) und gegen die schon damals als affektiert empfundenen lateinischen Einleitungen (Böhmer: das „kranke Neulatein“, die „neulateinische Brühe“ – ebd.) dazu bei, dass er ganz auf die Mitarbeit bei den MGH-Diplomata verzichtete.

¹³ Nur zwei Beispiele: (1.) Wilhelm BAUER, *Einführung in das Studium der Geschichte* (²1928), S. 214: „Die hier wiedergegebenen Grundsätze gehen auf die Arbeiten der Philologen des 19. Jhdts. zurück“; als Referenzliteratur (S. 219) nennt er zunächst einen Altphilologen (Otto STÄHLIN, *Editionstechnik. Ratschläge für die Anlage textkritischer Ausgaben* (z.B. ²1914)), dann einen Diplomatiker (Friedrich PHILIPPI, *Einführung in die Urkundenlehre des deutschen Mittelalters* (1920)) und dann einen Neophilologen (Georg WITKOWSKI, *Textkritik und Editionstechnik neuerer Schriftwerke. Ein methodologischer Versuch* (1924)). (2.) Ernst BERNHEIM, *Lehrbuch der historischen Methode* (z.B. ³1903, ⁶1908, ND 1970), S. 414: „Diese Aufgaben [der Edition] gehören recht eigentlich in das Gebiet der Philologie als Hilfswissenschaft, und wir verdanken derselben zunächst die Ausbildung der dazu dienenden Methode.“

¹⁴ Bei den letzteren ist der Referenzpunkt „Deutsche Reichstagsakten“, Bd. 1, hg. v. Julius WEIZSÄCKER (1867), S. LX-LXXXIV. Dies wird selbst bei Wilhelm BAUER, *Einführung in das Studium der Geschichte* (²1928), S. 217 als methodische Grundlage der historischen Edition angegeben.

nachzeichnen¹⁵. Lediglich in den Rezensionen würde man mit Mühe die eine oder andere grundsätzliche Frage aufgeworfen finden. Als Forschungsarbeit scheint von einer Untersuchung der deutschen geschichtswissenschaftlichen Methodendiskussion der Edition für das 20. Jahrhundert jedenfalls eher abzuraten zu sein, wenn es um mehr gehen soll, als eine vornehmlich detektivische Leistung zu erbringen. Neben der philologisch-kritischen Ausgabe hat es zwar vereinzelt auch „diplomatische Abschriften“ gegeben, diese sind aber teilweise nicht einmal als vollgültige „Editionen“ im engeren Sinne akzeptiert worden, so sehr dominierte der historisch-kritische Ansatz und die philologische Orientierung die Vorstellung von der Edition in der Geschichtswissenschaft.

Gänzlich anders stellt sich die Situation dar, wenn man einen Blick auf die Philologien im Allgemeinen und teilweise auch auf die Geschichtswissenschaft in anderen Ländern wirft. Hier hat es im 20. Jahrhundert eine sehr breite Methodendiskussion gegeben, die zur Ausbildung zahlreicher Modelle und Schulen geführt hat. Genannt seien hier nur: Die sprachhistorisch orientierte Edition, die überlieferungskritische, die textgeschichtliche Edition, die amerikanische Copy Text Theory, die Variorum Edition, die Reception Theory, der Ansatz des Documentary Editing, die synoptische Edition, die Critique Génétique. Interessant an diesen neuen Ansätzen ist, dass sie sich fast alle in ihrer Abgrenzung von der historisch-kritischen Ausgabe durch gemeinsame Grundpositionen verbinden lassen. Fast alle sind nämlich geprägt von einer Tendenz zur Historizität, von dem zunehmenden Respekt vor der Authentizität der überlieferten Dokumente. Um den Stand der philologischen Editorik am Ende des 20. Jahrhunderts stark vergrößernd zusammen zu fassen, könnte man sagen: konstruierte Stemmata werden nun mit höchsten Misstrauen betrachtet, die Emendation aus dem genialischen Nachfühlen des Editors ist weitestgehend verpönt, Normierungen und Normalisierungen gelten als Dehistorisierungen, das Leittextprinzip gilt als Selbstverständlichkeit und eklektische Textmischung als Textfälschung.

Wenn dies nun alles Entwicklungen waren, die sich auf die Historizität und historische Authentizität der Dokumente beziehen lassen, dann muss es umso mehr verwundern, dass all diese Debatten kaum einen Niederschlag in der deutschen Geschichtswissenschaft gefunden haben – obwohl es eigentlich zum Grundkonsens auch in der historischen Editorik gehören sollte, dass Editionen für möglichst viele Fragestellungen – auch aus den benachbarten Disziplinen – nutzbar sein sollten¹⁶. Die Sprachgeschichte hatte mit dem Wunsch nach z.B. buchstabengetreuer Wiedergabe ganz konkrete Forderungen auch an die historische Edition gestellt, blieb damit aber vollkommen unerhört¹⁷. Das amerikanische „documentary editing“¹⁸

¹⁵ Eine herausragende Ausnahme bildet Bruno MEYER, Zur Edition historischer Texte, Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 1 (1951), S. 177-202, der mit seiner scharfen Kritik an der historischen editorischen Praxis und dabei vor allem an der blinden Übertragung einer Methode, die nur für die Behandlung der spätüberlieferten antiken Texte entwickelt wurde, auf alle möglichen historischen Dokumente aber wenig Wirkung erzielt hat.

¹⁶ Theodor SCHIEFFER, Die Urkunden der Karolinger, Bd. 3: Die Urkunden Lothars I. und Lothars II. (Monumenta Germaniae Historica Diplomata Karolorum 3, 1966), S. XVII spricht davon, dass ein Editionsband eine „Klaviatur“ sein solle, „auf der Historiker und Diplomatiker, Juristen und Philologen mit wünschenswerter Sicherheit spielen können“.

¹⁷ Bereits in den 1930er Jahren hatte die Unbrauchbarkeit historischer Editionen für die sprachgeschichtliche Forschung dazu geführt, dass mit dem „Corpus der altdeutschen Originalurkunden“ (CAO, hg. v. Friedrich WILHELM u.a. (1932ff)) eine eigenständige germanistische Urkundenedition ins Leben gerufen werden musste. Sie entsprang der „Notwendigkeit, diese urkundlichen Quellen in einer Ausgabe vor sich zu haben, die diese Orthographie nicht durch Normalisieren nach Lachmanns und seiner Nachfolger Art verwischt.“ Wilhelm beklagt: „dieser normalisierende Editorenstandpunkt, der von den Lachmannisch geschulten

war sogar ein genuin historischer Editionsansatz, hatte in Deutschland aber ebenfalls keinerlei messbare Auswirkung. Die „critique génétique“¹⁹ schließlich untersuchte die Dokumente nicht als Produkt, sondern als Prozess des Schreibens, wurde aber in der Geschichtswissenschaft selbst dann nicht als innovativer oder gar anregender methodischer Ansatz wahrgenommen, wenn man es hier ebenfalls mit Texten zu tun hatte, die ihre Entwicklungsspuren nicht nur deutlich sichtbar in sich trugen, sondern sogar nur in Berücksichtigung derselben überhaupt verständlich waren²⁰.

In der Geschichtswissenschaft hatte man im 19. Jahrhundert die Methode der Philologien übernommen, weil man ihre methodische Höhe als überzeugend empfunden hatte. Im 20. Jahrhundert fand dann aber eine vollständige Entkoppelung von der weiter gehenden Entwicklung statt. Der methodische Stand des 19. Jahrhunderts wurde konserviert, jede Neuerung ignoriert.

Germanisten an die Historiker abgegeben wurde, hat sich bitter gerächt, er hat unter der hochmütigen Führung philologischen Schulfachsertums dazu geführt, daß das ganz richtige Empfinden älterer Historiker und Archivbeamter, [...] auch dem orthographischen Gewand der herauszugebenden Quelle gebühre ein Platz an der Sonne, immer weniger Berücksichtigung fand. Auch Bequemlichkeit spielte dabei eine Rolle. Denn, so paradox es klingen mag: Normalisieren ist leichter, als einen Text möglichst buchstabengetreu wiederzugeben“ – Beide Zitate CAO, Band 1 (1932), S. LX.

Eine etwas entlegene Kritik bei Alois BERNT, Sprach- und kulturgeschichtliche Bedeutung deutschböhmischer Stadtkunden: eine Werbeschrift für das „Sudetendeutsche Archiv“, hg. v. der Anstalt für sudetendeutsche Heimatforschung, Zweigstelle Komotau (1930), S. 7: Die Quellen „sind eben vom Standpunkt des Inhaltes abgedruckt worden, das heißt, ihre Schreibweise und Rechtschreibung wurde zum Zweck der Vereinfachung normalisiert und gerade dadurch der feinen sprachlichen Besonderheiten und Kennzeichen beraubt, die eine Behandlung der Sprachgeschichte ermöglichen, oder es wurden überhaupt nur Regesten angefertigt, kurz, der größere Teil der vorhandenen Urkundenbücher ist von Historikern für Historiker ohne anderweitige wissenschaftliche Ziele herausgegeben worden. Daß bei einer einseitigen Normalisierung der Sprache und Rechtschreibung auch viele Merkmale wegfallen, die den mundartlichen Einschlag der Niederschrift oft so interessant und wichtig machen, liegt auf der Hand.“ Jünger und zusammenfassend äußert Werner BESCH, Editionsprinzipien in interdisziplinärer Abstimmung. Annäherungen bei der Herausgabe deutscher Texte der frühen Neuzeit, in: Geschichtliche Landeskunde der Rheinlande. Regionale Befunde und raumübergreifende Perspektiven. Gedenkschrift für Georg Droege, hg. v. Marlene NIKOLAY-PANTER, Wilhelm JANSSEN und Wolfgang HERBORN (1994), S. 467 den „Vorwurf der prinzipiellen Unbrauchbarkeit historischer und theologischer Editionen für germanistische Zwecke, bedingt vor allem durch das unselbige und unzulänglich begründete ‚Normalisierungspostulat‘ in puncto Orthographie und Interpunktion“. Ähnlich konstatiert auch Karin KRANICH-HOFBAUER, Editionswissenschaft als interdisziplinäre Grundwissenschaft. Über Berührungspunkte und deren Überwindung, Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein Gesellschaft 12 (2000), S. 51: Der „Grundkonsens, daß die Produkte einer wiss. Editorik offen sein müssen für möglichst alle [...] Fragestellungen, ist [...] an sich gegeben. Doch in der editionspraktischen Umsetzung bleiben besonders germanistisch-sprachhistorische Interessen in Editionen von Historikern, aber durchaus auch von Germanisten häufig noch immer auf der Strecke“.

¹⁸ Zum Ansatz des documentary editing siehe programmatisch G. Thomas TANSELLE, The Editing of Historical Documents, Studies in Bibliography 31 (1978), S. 1-56; als Handbuch Mary-Jo KLINE, A Guide to Documentary Editing (1987, ²1998); für den aktuellen Stand Bob ROSENBERG, Documentary Editing, in: Electronic Textual Editing, hg. v. Lou BURNARD, Katherine O'BRIEN O'KEEFE und John UNSWORTH (2006) <Online-Fassung (Preview): http://www.tei-c.org/About/Archive_new/ETE/Preview/rosenberg.xml>. Für die ganze Schule siehe die Zeitschrift der Association for Documentary Editing, „ADE Newsletter: news of the Association for Documentary Editing“, Washington (DC) 1 (1979) - 5 (1983) bzw. „Documentary Editing“, Washington (DC) 6 (1984) – 27 (2005).

¹⁹ Siehe grundlegend Jean-Louis LEBRAVE, La critique génétique, Genesis: manuscrits, recherche, invention; revue internationale de critique génétique 1 (1992), S. 33-72, Jean-Louis LEBRAVE, L'édition génétique, in: Les manuscrits des écrivains, hg. v. Louis HAY (1993), S. 206-223. oder Almuth GRESILLON, Eléments de critique génétique (1994) (deutsch: Literarische Handschriften. Einführung in die ‚critique génétique‘ (Arbeiten zur Editionswissenschaft 4, 1999).

²⁰ Dies betrifft große Teile des Geschäftsschriftguts wie z.B. die Amtsbücher, deren Inhalte nicht einfach auf erste oder letzte Textfassungen reduziert werden können, sondern für die alle zeitlichen Textschichten und die dabei statt gefundenen Veränderungen in einer Edition sichtbar gemacht werden müssten.

Auf einer sehr vergrößernden Beschreibungsebene ist dadurch für das Ende des 20. Jahrhunderts eine auf den ersten Blick geradezu skurrile Situation zu konstatieren: Geschichtswissenschaft und Philologie haben in gewisser Weise die Rollen getauscht. In der Geschichtswissenschaft bemüht man sich nämlich noch heute meistens um den „gesicherten Text“, und das heißt: den *philologisch* gesichteten, kritisierten, verbesserten und geglätteten Text – allerdings auf einem Philologieverständnis des 19. Jahrhunderts! Dagegen bemühen sich die Philologien zunehmend um die Bewahrung der Historizität der Dokumente und schaffen damit eigentlich historische Ausgaben. Historiker und Historikerinnen halten beharrlich an einer philologischen Methode fest, die von Beginn an in ihrer Ursprungsdisziplin in der Kritik stand und zu der im Laufe der Zeit zahlreiche ergänzende oder alternative Methodologien entwickelt worden sind. Dabei gibt es zwei Hauptpunkte der Kritik: Zum einen wäre mit der historisch-kritischen Ausgabe eine Methode immer wieder auf andere Gegenstände und Überlieferungsverhältnisse übertragen worden, für die sie nicht entwickelt worden war und für die sie nicht die angemessene ist.²¹ Und zum anderen führe sie zu einem ahistorischen, konstruierten Text, der nie eine real(isiert)e Entsprechung gehabt hat. Das Produkt der historisch-kritischen Ausgabe ist aus dieser Sicht zwangsläufig „the text that never was“ – wie eine der wohl plastischsten Etikettierungen und zutreffendsten Einschätzungen lautet²².

Das 21. Jahrhundert

Ich könnte für das 21. Jahrhundert fortfahren mit einer Geschichte der elektronischen Editionen und ihrer methodischen und disziplinären Implikationen und Fortentwicklungen²³ –

²¹ Man kann es nicht oft genug wiederholen: die historisch-kritische Editions-methode ist entwickelt worden für Texte, denen nach einem modernen Autor-Werk-Verständnis eine stabilisierte Werkintention zuzusprechen ist und für die es einen (!) Urtext gegeben hat, der verloren ist und für den deshalb Rekonstruktionsversuche unternommen werden können. Die Methode ist *nicht* entwickelt worden für „unfeste“ (oder: „fließende“) Texte, auf die die Idee einer stabilisierten Werkintention nicht anwendbar ist oder für Texte, für die gar kein „Urtext“ anzunehmen ist, der dann hätte verloren gehen können. Zu den letzteren gehört der allergrößte Teil der historischen Überlieferung.

²² David C. GREETHAM, Editorial and Critical Theory. From Modernism to Postmodernism, in: Palimpsest – Editorial Theory in the Humanities, hg. v. George BORNSTEIN und Ralph G. WILLIAMS (1993), S. 9-28. Später auch ders., The Philosophical Discourse of [Textuality], in: Reimagining Textuality: Textual Studies in the Late Age of Print, hg. v. Elizabeth Bergmann LOIZEAUX und Neil FRAISTAT (2002), S. 31-47.

²³ Die theoretische Literatur zur digitalen Edition ist inzwischen selbst schon fast unübersehbar geworden, zumal sich ein wichtiger Teil der Methodendiskussion auch in den Projektberichten zu einzelnen Editionen findet. Aus historischer Sicht immer noch zu den wichtigsten Texten gehören die Beiträge von Ingo Kropač und seinen Mitarbeitern und Schülern (z.B. Susanne Botzem bzw. Kropač, Gunter Vasold oder Matthias Perstling). Siehe von den neueren Publikationen z.B. Ingo H. KROPAČ, Dokumentation und Edition historischer Quellen im Multimedia-Zeitalter, in: Umgang mit Quellen heute. Zur Problematik neuzeitlicher Quelleneditionen vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart, hg. v. Grete KLINGENSTEIN, Fritz FELLNER und Hans Peter HYE (Fontes rerum Austriacarum 2. Abt. 92, 2003), S. 193-197, Ingo H. KROPAČ, Theorien, Methoden und Strategien für multimediale Archive und Editionen, in: Mediaevistik und Neue Medien, hg. v. Klaus VAN EICKELS u.a. (2004), S. 295-316, Matthias P. PERSTLING, Layers and Dimensions. The Representation of Complex Structured Sources, in: Proceedings of the XVI international conference of the Association for History and Computing, hg. v. der Royal Netherlands Academy of Arts and Sciences (2005), S. 229-236, Matthias PERSTLING, Mehrschichtige, komplex-strukturierte Quellen im Internet: Der Versuch einer „Online-Faksimile-Edition“, in: .hist2006. Geschichte im Netz: Praxis, Chancen, Visionen (Historisches Forum 10, Teilband I, 2007), hg. v. Daniel BURCKHARDT, Rüdiger HOHLS und Claudia PRINZ, S. 514-538. Für die europäische Dimension in den Geschichtswissenschaften siehe z.B. aus Frankreich Gautier POUPEAU, L'édition électronique change tout et rien. Dépasser les promesses de l'édition électronique, Le Médiéviste et l'ordinateur 43 (2004), Online-Fassung <<http://lemo.irht.cnrs.fr/43/43-03.htm>> bzw. ders., Comprendre les enjeux techniques de l'édition électronique, Archiv für Diplomatik 52 (2006), S. 467-478 oder aus Italien Michele ANSANI,

wie sie auch in anderen der in diesem Band versammelten Beiträge implizit sichtbar werden. Eine solche Geschichte²⁴ würde aber nur den für mich entscheidenden Ausgangspunkt beleuchten, über den ich hier möglichst schnell hinaus kommen will, um auf ihm weiteres aufzubauen: den Zusammenhang zwischen bestimmten technologischen Entwicklungen einerseits und der Theorie und Praxis der Edition andererseits.

Die neuen Technologien und der rasante Wechsel in den Publikationsmedien zeigen eines ganz deutlich, nämlich *dass* es einen starken Zusammenhang zwischen Texttechnologien, Textbegriffen und jenen Theorien und Methoden gibt, die den Text zum Gegenstand haben²⁵. Sie zeigen – und das heute in der Rückschau besonders deutlich – dass z.B. die Methode der historisch-kritischen Ausgabe Lachmannscher Prägung in weiten Teilen ein Kind und ein Produkt der Texttechnologie Buchdruck ist. In der Rückschau und im Kontrast mit den jetzt alternativen medialen Formen werden diese Bedingungen und Abhängigkeiten in vielen Aspekten deutlich.

Der Wandel der Texttechnologien und der Publikationsmedien hat Einflüsse auf unsere Vorstellung davon, was eigentlich „der Text“ ist, den es in der Edition zu erschließen und kritisch gesichtet wiederzugeben gilt. Der Medienwandel führt zu einem Wandel unseres Textbegriffes. Hier geht es zunächst um eine Ausdifferenzierung. Der Buchdruck „prämiert“ den Text als linguistischen Code: als abstrahierte, vereindeutigte, autorisierte, auf den alphabetischen Code reduzierte lineare Zeichenkette.

Dagegen ermöglichen oder fördern die neuen Texttechnologien, auch bekannt als „die neuen Medien“, weitere Textbegriffe. Zu denken ist hier z.B. an einen eher semantischen Textbegriff, der im Text vor allem auf seinen Inhalt und nicht auf seine sprachliche Formierung zielt. Ein solcher Textbegriff wird durch verschiedene Datenbankansätze oder neuerdings auch durch die Entwicklungen im Bereich des „semantic web“ und der damit zusammenhängenden Technologien unterstützt. Zu denken ist hier auf der anderen Seite aber auch an einen eher semiotischen Textbegriff, der Text als System visueller Signale bzw. als *ein* visuelles Gesamtsystem auffasst. In weiten Teilen der kulturwissenschaftlich

Sull'edizione digitale di fonti documentarie, in: Medioevo in rete tra ricerca e didattica, hg. v. Roberto GRECI (2002), S. 35-46 bzw. ders., Edizione digitale di fonti diplomatiche. Esperienze, modelli testuali, priorità, Reti Medievali 6,2 (2006), Online-Fassung <http://www.dssg.unifi.it/_RM/rivista/forum/Ansani.htm>. Für die allgemeine und philologische Debatte dürfte insgesamt wohl immer noch am wichtigsten sein Peter ROBINSON, Current issues in making digital editions of medieval texts – or, do electronic scholarly editions have a future? Digital Medievalist 1,1 (2005), Online-Fassung <<http://www.digitalmedievalist.org/article.cfm?RecID=6>> bzw. ders., Where We Are with Electronic Scholarly Editions, and Where We Want to Be, Jahrbuch für Computerphilologie 5 (2003), S. 123-143 bzw. ders., What is a Critical Electronic Edition? Variants: The Journal of the European Society for Textual Scholarship 1 (2002), S. 43-62, bzw. ders., The One Text and the Many Texts, Literary and Linguistic Computing 15,1 (2000), S. 5-14 bzw. ders., Ma(r)king the electronic text: how, why and for whom?, in: Ma(r)king the Text: The Presentation of Meaning on the Literary Page, hg. v. Joe BRAY, Miriam HANDLEY und Anne C. HENRY (2000), S. 309-328 bzw. ders., New Directions in Critical Editing, in: Electronic Text: Investigations in Method and Theory, hg. v. Kathryn SUTHERLAND (1997), S. 145-172 bzw. ders., Is There a Text in These Variants?, in: Richard J. FINNERAN, The Literary Text in the Digital Age (1996), S. 99-115 bzw. ders., Redefining critical editions, in: The digital word, hg. v. George P. LANDOW und Paul DELANY (1993), S. 271-291. Als Versuch einer monographischen Zusammenfassung Sören Alexander STEDING, Computer-Based Scholarly Editions: context, concept, clientele (2002).

²⁴ Derzeit arbeitet z.B. der belgische Neuphilologe Edward VANHOUTTE an einer Geschichte der elektronischen Edition. In einem eigenen Forschungsprojekt wird den Frühformen digitaler Editionen ebenfalls ein größeres Kapitel gewidmet.

²⁵ Siehe von einer allgemeineren Warte aus vor allem Michael GIESECKE, Von den Mythen der Buchkultur zu den Visionen der Informationsgesellschaft, Trendforschungen zur kulturellen Medienökologie (2002).

ausgerichteten Literaturwissenschaft hat sich in den letzten Jahrzehnten eine Sicht auf Texte etabliert, die im Text zumindest eine untrennbare Einheit von visuellen Signalen und alphabetischen Codes sieht. Das „Layout“ bzw. die visuelle Strukturierung der Dokumente ist dann als entscheidende Leseanweisung für den alphabetischen Zeichenbestand des Textes aufzufassen, vorweg zu entschlüsseln und auch in der Edition zu berücksichtigen. „Layout matters“ lautet das entsprechende Schlagwort und jedem Historiker müssten diese Zusammenhänge unmittelbar eingängig sein, selbst wenn er sich nicht z.B. mit mittelalterlichen Urkunden beschäftigen sollte, deren vorgängiges Funktionieren über visuellen Informationskanäle offensichtlich ist.

Die Tendenz geht – befördert durch die neuen Texttechnologien, aber eben auch in Konvergenz zu allgemeineren Entwicklungen unseres Textverständnisses – hin zu einem „materialistischen“ Textbegriff. Dieser umfasst neben den linguistischen Codes z.B. auch die „bibliographischen Codes“. Es steht zu erwarten, dass angesichts eines traditionellen kritischen Editionstextes der Leser, der heute Benutzer heißt, in Zukunft zunehmend fragen wird: „Ja, aber wo ist denn *eigentlich* der Text? Ich will ihn *sehen*, bevor ich lese, was der Editor daraus gemacht hat!“²⁶. Die neuen Medien führen uns die Visualität der Texte und insbesondere die Visualität und Objektivität historischer Dokumente verstärkt vor Augen indem sie ihre Wieder- und Beigabe bis hin zur Selbstverständlichkeit vereinfachen. Damit wird aber auch der Charakter des kritischen Editionstextes als einer spezifischen abstrahierten Destillationsform dieser visuellen Objekte deutlich und das Verlangen nach der Sichtbarkeit seiner Grundlagen stärker.

Die Tendenz zu einem materialistischen Textbegriff ist nur eine Facette des Medienwandels. Sein allgemeineres Kennzeichen ist die Pluralisierung der Textbegriffe. Je nach Fragestellung wird man einen linguistischen, einen semantischen oder einen semiotischen Textbegriff anwenden. Wird man Text als inhaltliche Mitteilung, als Werk (also als Struktur), als sprachliche Äußerung, als schriftliche Fassung, als individuelles Dokument oder als Bild auffassen. In diesem Textpluralismus muss nun aber der Textbegriff der Druckkultur als historisch und technisch äußerst relativ betrachtet werden – und damit auch der Ansatz der historisch-kritischen Edition. Aus der Zusammenschau der vielen Textbegriffe und unter Berücksichtigung der gegenwärtigen technologischen Alternativität lässt er sich wie folgt beschreiben:

Die historisch-kritische Ausgabe folgt einem *platonischen* Textbegriff, um hier auf einen Begriff aus der informationswissenschaftlichen Texttheorie zurückzugreifen²⁷. Der Text

²⁶ In der medialen Alternativlosigkeit erschien der typographische Text als die „Essenz“ des Textes. Das gedruckte Buch als seine ideale Realisierung. Heute erscheint er dagegen als eine Aufführung (Performance) des Textes, als eine Verarbeitungsform, als eine ausschnitthafte Wiedergabe eines ganz bestimmten Informationskanals. Die Frage nach dem tatsächlichen (historischen, authentischen) „Aussehen“ des Textes wird ergänzt werden von dem Wunsch nach unmittelbarer „Verwendbarkeit“ des Textes: er wird in der medialen Gesamtkonfiguration der (Weiter-)Forschung nur digital direkt benutzbar und „anschlussfähig“ sein. In einer digitalen Forschungsumgebung wächst zwar das Interesse am visuellen und materiellen Objektcharakter der Texte (Dokumente), die Forschung selbst findet aber weiterhin und in steigendem Maße in einer abstrahierenden und abstrahierten Weise statt. Das gedruckte Buch ist dabei selbst nicht mehr die Abstraktion des Buches, sondern als materielles Objekt ein nicht unmittelbar integrierbarer Fremdkörper in einer digitalen Forschungsumgebung.

²⁷ Siehe hier vor allem die Beiträge von Allen RENEAR, z.B. Out of Praxis: Three (Meta)Theories of Textuality, in: Electronic Text - Investigations in Method and Theory, hg. v. Kathryn SUTHERLAND (1997). S. 107-126. Aus allgemeinerer texttheoretischer und damit auch eher editorischer Sicht David C. GREETHAM, Theories of the Text (1995, ²1999).

ist eine Idee jenseits der Dokumente. Die Dokumente sind nur unvollkommene Indikatoren (oder im platonischen Sinne Schatten) des eigentlichen Textes. Zu edieren sind nicht die Dokumente, sondern der Text jenseits der Dokumente. Dieser ist abstrakt, zugleich aber insofern real, als dass es sich um eine bestimmbar sprachliche Fassung handelt. Aus dem platonischen Textbegriff ergibt sich die Präferenz für den Urtext-Gedanken (sofern er mit einer Werkintention zusammenfällt), die Zentrierung auf ein Autorsubjekt und seine Intentionalität, das Verfolgen des Ein-Text-Paradigmas, die weitgehende Entkontextualisierung, die Idee der sprachlichen und stilistischen Einheitlichkeit und die Bildfeindlichkeit. Andere Aspekte der historisch-kritischen Ausgabe, wie ihre Überlegungen zur Platzökonomie und die inhaltliche und strukturelle Organisation der Edition hängen ebenfalls mit diesem Textbegriff zusammen, ergeben sich aber auch aus anderen Aspekten der medialen Funktionslogik wie auch der ökonomischen Restriktionen des gedruckten Buches.

Technologisch-mediale Entwicklungen und theoretische Überlegungen von der allgemeinsten Ebene der Weltwahrnehmung bis hin zu den Detailfragen spezieller Methodiken in einzelnen wissenschaftlichen Zweigen stehen in einer beständigen Wechselwirkung. Sie konvergieren in ihrer Entwicklung, indem die technischen Möglichkeiten zu neuen theoretischen Überlegungen führen und andererseits auch die Verwirklichung dieser neuen Theorien erst ermöglichen und ihnen zur Durchsetzung verhelfen. Für die Literaturwissenschaften ließe sich dies z.B. anhand des Konzeptes vom Hypertext belegen. Die Zusammenhänge zwischen Technologie und wissenschaftlicher Theorie- und Methodenbildung werden gerade in den Literaturwissenschaften seit langer Zeit klar gesehen und gut erforscht²⁸.

Was aber bedeutet dies alles für die Edition im digitalen Zeitalter? Haben wir es mit einem schlichten Wechsel der (medialen) Hülle bei gleich bleibendem Inhalt zu tun? Offensichtlich nicht. Haben wir es mit einer Transformation und Weiterentwicklung der traditionellen Konzepte unter den Bedingungen der neuen Möglichkeiten zu tun? Auch das dürfte zu kurz gesprungen sein. Vielmehr brauchen wir, weil die bestehenden editorischen Konzepte durch technologisch-historische Zufälligkeiten bestimmt sind, nicht weniger als einen kompletten methodischen Neuansatz. Die Nachbildung buchorientierter Modelle im digitalen Bereich geht an den aktuellen Möglichkeiten vorbei und lässt sie ungenutzt. Aber auch die Weiterentwicklung bestehender Konzepte schleppt ihre eigentlich nicht mehr gültigen Fundamente weiter mit sich fort. Eine neue Editorik unter digitalen Vorzeichen bedarf eines fundamentalen Wandels. Sie muss von Grund auf neu gedacht werden. Dabei muss es auch darum gehen, die Edition auf eine neue theoretische Stufe zu heben. Wir müssen zu einer umfassenden Theorie der Edition kommen, die sich *nicht* an die neuen technologischen Gegebenheiten anpasst, sondern die ihre Fundamente noch jenseits einzelner Medien und Technologien setzt und sich damit von diesen unabhängig macht.

Die Essenz der neuen Informationstechnologien liegt nicht einfach in der Fortentwicklung unserer Texttechnologien und Publikationsmedien, sondern in einer *Transmedialität*, die Text in Datenstrukturen organisiert, die dann algorithmisch zu verschiedenen medialen Formen umgewandelt werden. Wo der Buchdruck ein Denken im Text als linguistischem Code und in der Seite als Rahmen für die zweidimensionale visuelle

²⁸ Richtungsweisend hier bereits 1992 Georg P. LANDOW, *Hypertext: The Convergence of Contemporary Critical Theory and Technology* (1992).

Organisation vorgab, da ist heute die Offenheit des Denkens in Daten und Strukturen zu bewältigen. Die Parole der Informationstechnologien lautet denn auch: „Trennung von Inhalt und Form“²⁹, von „Repräsentation und Präsentation“³⁰.

Für die Edition bedeutet das, in Daten statt in Texten (im Sinne linguistischer Codes, im Sinne einer ganz bestimmten Textfassung) zu denken, in Strukturen statt Seiten. Es bedeutet, den Text als komplexes Objekt mit vielen Erscheinungsformen zu betrachten. Der Text ist als Repräsentationsform historischer Dokumente eine Skala verschiedener Verarbeitungsweisen und nicht ein einzelnes, eindeutiges Produkt³¹.

Wir brauchen eine einheitliche, globale Editionstheorie, die alle editorischen Aktivitäten und alle Sichtweisen auf die historische Überlieferung umfasst und möglichst viele Fragen, die man an dieses Material stellen wird, vorbereitet. Eine solche Editionstheorie muss die verschiedenen Disziplinen umgreifen: die Geschichtswissenschaft ebenso wie die Sprach- und Literaturwissenschaften und die allgemeine Informationswissenschaft³².

Wir brauchen eine einheitliche interdisziplinäre Editionstheorie – einerseits. Diese führt aber zu einer starken – auch konzeptionellen – Modularisierung andererseits. Alle Aktivitäten im Bereich der Quellenerschließung, auch solche, die stärker auf bestimmte disziplinäre Kontexte ausgerichtet sind, haben ihren Platz in der Edition als weit aufgespanntem Informationsraum. Die Faksimilierung ebenso wie die akribische Transkription, die textkritische Verarbeitung nach bestimmten traditionellen Regeln, die inhaltliche Deutung und Zusammenfassung (z.B. in der Tradition der Regestierung oder Indexierung) oder vielfältige andere Formen der Beschäftigung mit den Quellen.

Insofern kann dies alles auch keine Kritik an den in der Vergangenheit und Gegenwart geleisteten editorischen Arbeiten sein. Es ist vielmehr der Versuch, sie in einem größer gewordenen Kontext neu zu verorten und von ihrer Position – nicht von ihrer Bedeutung her – zu relativieren.

²⁹ Ich gebe die Parole hier nur so wieder, wie sie in der Diskussion aktueller Texttechnologien, vor allem der Auszeichnungssprachen, oft verwendet wird. In einer genaueren Betrachtung müsste vor allem der Begriff des (scheinbar reinen) „Inhalts“ einer kritischen Revision unterzogen werden. Denn was dieser „Inhalt“ letztlich sein soll hängt wieder stark von verschiedenen möglichen Textbegriffen und technologischen Rahmenbedingungen ab. Außerdem ist in einem modernen Textverständnis der „Inhalt“ gerade bei bereits medial existenten Texten nicht ohne Berücksichtigung der äußeren Form zu beschreiben.

³⁰ Dabei bedeutet die „Repräsentation“ die abstrakte Abbildung eines wahrgenommenen Objekts, wie sie in einer mentalen Repräsentation oder in prämedialen Daten vorgenommen werden kann. Präsentation beschreibt dagegen die Medialisierung zum Zweck der Kommunikation.

³¹ Für die Praxis wären hieraus konkrete Handlungsanweisungen abzuleiten. Dazu gehört dann z.B. die Aufforderung, edierte Dokumente nach Möglichkeit als Bild *und* als Text verfügbar zu machen. Dabei sollte der Text immer von einer möglichst genauen Transkription ausgehen, die ebenfalls verfügbar gemacht werden sollte. Auf dieser Basis ist dann durchaus Raum für jede Form der weiteren Erschließung und Verarbeitung – z.B. auch durch philologische Textkritik. Editorische Textkonstruktion ist weiterhin legitim, so lange ihre Grundlagen endlich wirklich transparent gemacht – und das heißt heute: mitveröffentlicht – werden. Allgemein gesprochen ist der Text als mediale (Re-)Präsentation von Text eine Skala verschiedener Verarbeitungsweisen, die mit der visuellen Erfassung beginnen und über die graphische und graphematische Zeichenidentifikation und die Wortidentifikation bis hin zur semantischen Interpretation reichen. Das Bild, eine diplomatische Abschrift, ein buchstabentreuer Text, ein Worttreuer Text, ein orthographisch, interpungierend oder sprachlich modernisierter Text, ein übersetzter Text oder ein in eine semantische Datenbank überführter Text bilden schlagwortartig willkürliche Positionen auf einer solchen Textskala. Im Idealfall sind alle Verarbeitungsoperationen als Regeln zu beschreiben und als Algorithmen formalisierbar.

³² Unter einer verallgemeinernden Perspektive handelt es sich bei den Geschichtswissenschaften und den Philologien ohnehin um angewandte Informationswissenschaften.

Aus einer ganz verallgemeinernden Sicht heraus stellt sich heute die Frage nach der wissenschaftsökonomischen Rechtfertigung der traditionellen Form der Edition. Die – noch zu entwickelnde – modularisierte Edition ist inkrementell und in ihren Publikationsweisen algorithmisch zu denken. Einzelne Schritte bauen hier aufeinander auf: Der kritische Editionstext basiert auf der Kollation der Zeugen, diese auf ihrer möglichst genauen Transkription, diese wiederum häufig auf bereits digitalen Abbildungen der Dokumente. Die Herausgabe bestimmter Textformen ist – und war schon immer – vom Konzept her das Ergebnis der Anwendung von Transformationsregeln. Diese könnten folglich auch von einem Computer auf einen quellennahen Basistext angewandt werden, der um die – als Regeln formalisier- und formulierbare – Erkenntnisse des kritischen Editors angereichert wird. Hinter diesen kurzen Sätzen deutet sich bereits das zukünftige Theoriegebäude der digitalen Edition wie auch standardisierte technische Lösungen an – auf die hier nicht näher eingegangen werden kann.

Die Fragen, die auf einer theoretischen – und dann auch praktischen – Ebene zu diskutieren wären, sind unter anderem die nach dem Verhältnis von Gesamtsystem und modularen Arbeiten der einzelnen Akteure. Wie lassen sich einzelne editorische Arbeiten in größere Informationssysteme einbringen, wie können digitale editorische Arbeiten so gestaltet werden, dass sie in einem größeren Zusammenhang anschlussfähig sind? Wie kann die Vernetzung der einzelnen Teile sichergestellt werden? Dies sind Fragen, auf die zukünftige Beiträge zur Methodendiskussion Antworten geben müssen.

Zum Abschluss ist auf den Titel dieser Betrachtungen zurück zu kommen: Wie ist es heute um die „disziplinierte Edition“ bestellt? Die Editorik unter den Bedingungen der neuen Medien muss sich zu einer fächerübergreifenden Wissenschaft von der Erschließung und Aufbereitung der historischen Überlieferung entwickeln, die man dann z.B. als „Dokumentologie“ bezeichnen könnte³³. Insofern handelt es sich um eine eigene Disziplin. Wenn die Edition über ihre Teilinhalte, über die sie erstellenden und nutzenden Fächer und über die verschiedenen Publikationsmedien hinweg einen informatischen Gesamttraum bildet, der alle historischen Materialien und Sichtweisen umfasst, dann ist es geradezu unvermeidlich, dass auch aus der Geschichtswissenschaft heraus wieder stärker wahrgenommen wird, welche theoretischen und methodischen Vorarbeiten in den Philologien und in der Informationswissenschaft für eine allgemeine Editionstheorie geleistet werden. Insofern ist es ratsam, dass die Geschichtswissenschaft sich auch heute wieder an jenen Disziplinen orientiert oder ihre Erträge zumindest wahrnimmt, die in der Methodenbildung schon vorangeschritten sind. In einem umfassenden Gesamtmodell kommt es dann aber auch wieder auf die Teilmodule an. Hier geht es darum, dass auch Historikerinnen und Historiker ihre speziellen Kompetenzen einbringen und zu einer Methodenbildung beitragen, die geschichtswissenschaftlich reflektiert und abgesichert ist. In diesem Sinne kann es dann auch eine disziplinspezifische Sichtweise auf und fachspezifische Beiträge zur weiteren Entwicklung der editorischen Theorie und Praxis geben.

³³ Bausteine dazu will in Zukunft u.a. das „Institut für Dokumentologie und Editorik“ – <http://www.i-d-e.de> – liefern.